



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Modeliteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Modeliteratur.



er etwa geglaubt hat, daß durch die Öffnung zahlreicher neuer Berufsarten für das weibliche Geschlecht dieses von der Schriftstellerei werde abgelenkt werden, muß heute seinen Irrtum bereits erkannt haben. Im Gegenteil kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß manche jüngere oder ältere Dame, welche tagsüber hat am Rechenpult oder am Schalter sitzen müssen, in stiller Nacht sich für den Zwang und die prosaische Beschäftigung durch wilde Ritte auf dem Hippogriffen schadlos zu halten und zugleich an der schwebenden Welt Rache zu nehmen suche. Zwar hatte die so oft und vielleicht über Gebühr verspottete Gouvernanten-Romantik, welche niedliche Backfische am Arme junger Männer „mit prächtigem blondem Vollbart“ glücklich werden läßt, längst nicht mehr das Feld allein behauptet; namentlich in jüdischen Gesellschaftskreisen entstand eine George Sand um die andre, entschlossen, die schwierigsten sozialen Probleme novellistisch zu lösen. Allein auch diese sind überholt von verwegenen Ritterinnen vom Geist. Gänzlich frei von dem leichten Anfluge von Pedanterie, den auch die zweite Gattung nie ganz los wird, nimmt die dritte spielend jedes Hindernis, sei dies nun von der Logik, der Grammatik, der Ethik oder welcher lästigen — if sonst aufgeworfen worden; je leichter ihr Gepäck an Wissen ist, desto mehr Lesefrüchte aus neuen Feuilletonromanen birgt dasselbe.

Vor wenigen Jahren tauchte zum erstenmale der Autornamen Dissip Schubin auf, gegenwärtig gehört dessen Träger bereits zu den „Berühmtheiten,“ mit welchen Unterhaltungsblätter prahlen. Damals wurde geheimnisvoll angedeutet, hinter dem Pseudonym verberge sich ein alter Diplomat — eine nicht sehr geschickte Reklame, denn wer nur drei Seiten von Dissip Schubin gelesen hatte, wußte, daß dieser Diplomat auf jeden Fall einen Unterrock tragen müsse. Und hat man erst das Vergnügen gehabt, mehrere ihrer Werke zu lesen, so geht man mit ziemlicher Sicherheit weiter im Signalement. Frau oder Fräulein Dissip ist entweder in Österreich geboren oder hat lange genug dort gelebt, um sich gewisse Anarten anzuewöhnen. Bei ihr sitzt der Kutscher „am“ Bock, sie gebraucht „bis“ wie „um“ oder „wann,“ „nachdem“ wie „weil,“ den Imperativ „hilf“ anstatt des Konjunktivs „helfe“ u. a. m. Sie hat auch einen Einblick in das Leben gewisser aristokratischen Kreise Österreichs gewonnen, etwa durch die Thürspalte oder das Schlüßelloch. In frühern Zeiten würde man durch die Sucht, Fremdwörter und Bizarritäten aus allen möglichen Schriftstellern zu gebrauchen, ver-

leitet worden sein, ihr die Stellung einer Gouvernante in einem vornehmen Hause zuzutrauen; doch in der Gegenwart werden die Erzieherinnen so strengen Prüfungen unterzogen, daß von ihnen vorausgesetzt werden darf, sie würden richtig zitieren und das Wörterbuch zurate ziehen, bevor sie morbidezza mit „verzehrende Blut“ übersetzen u. dergl. m. Vielmehr fühlen wir uns in ein Domestikenzimmer versetzt, dessen Bewohner einander renommistisch mitteilen, welche Schwächen und Geheimnisse sie der Herrschaft abgelaußt haben wollen, und gleichzeitig verzweifelte Anstrengungen machen, Manieren und Ausdrucksweise eben jener Herrschaft nachzuahmen. In bevorzugter Stellung ist dabei natürlich die Kammerjungfer, welche die gnädige Frau auf Reisen und in die Bäder begleitet, die Welt gesehen und mit Nutzen allerlei gelesen hat: Reisehandbücher, welche heutzutage so gefällig sind, uns zu sagen, was wir bei dem Anblick eines Kunstwerkes oder einer Gegend empfinden müssen, und alle Romane, die auf dem Nachttische der „Gnädigen“ liegen: Wilkie Collins und Augustus Sala, Daudet, Zola und Claretie, Turgenjew, Dostojewski, Kraszewski u. s. w. Auf solche Weise lernt man viel, wird bei einiger Anlage dazu eine kühne „Realistin,“ und das Auditorium, welchem mit solcher Geläufigkeit von Paris und Rom, vom Kleiderschnitt und der Todesstarre der Medusa, von dem Zauber der Campagna und den anstößigsten „Vaiisons“ erzählt und eine „geistreiche“ Wendung über die andre aufgetischt wird, wie „launenhafte Tabakswölkchen, langweiliger Geruch, gedrückter Eindruck“ — das Auditorium hat Recht, wenn es begeistert ausruft, die Erzählerin plaudere wie gedruckt, die Romaneschreiber des Wochenblättchens verstünden es nicht besser.

Wie wir gesehen haben, erfreuten sich aber die ersten Romane von Dissip Schubin eines viel größern Erfolges als die Romane im Wochenblättchen. Das lag am Stoff — wir sagen ausdrücklich nicht an den Stoffen, denn der Stoff ist immer derselbe. Das Gemisch von deutschen, slawischen, italienischen und magyrischen und noch mancherlei Elementen, welches sich österreichische Gesellschaft nennt, übt auf den deutschen Leser den Reiz des Exotischen aus. Einen so starken Fremdenzug auch die böhmischen Bäder von altersher haben und soviel auch jetzt die Alpengegenden bereist werden, so bestehen doch immer noch ziemlich romanhafte Vorstellungen von jener Welt, in welcher endloser Grundbesitz vom Hochgebirge bis in die Puszta mit chronischer Geldverlegenheit, Strenggläubigkeit mit Frivolität, Hochmut mit treuherzigem Entgegenkommen, Schliß mit Unbildung, Ritterlichkeit mit Rohheit sich angeblich zu einer an Zigeunermusik erinnernden Harmonie vereinigen sollen. Und derartigen Vorstellungen entsprachen die Schilderungen Schubins, und der auf den bekannten gemüthlichen Dialekt gepfropfte Kavaliersjargon schien ihnen den echten Lokaltou zu geben. Leider erwies sich bald, daß an jedem neuen Buche eigentlich nur der Titel neu war. Ein halb Duzend Figuren, zwei bis drei „Stimmungen“ und eine recht widerwärtige Familiengeschichte werden immer wieder in etwas

andrer Gruppierung vorgeführt; der ehemalige Kavallerieoffizier und die bezaubernde Komtesse, Nicki und Vicki, oder Mucki und Lofi, oder welcher anmutigen Rosenamen sie sich sonst rühmen, dazu die ahnenstolze alte Dame, die flatsch- und naschhafte arme Verwandte, der lächerliche Fabrikjunker führen unermüdblich ihre banalen Gespräche, und von Zeit zu Zeit fällt ihnen die Verfasserin ins Wort, um im schlechtesten Feuilletonstil, verschwenderisch mit Epithetis und geizig mit Hilfszeitwörtern, mitzuteilen, daß der Mond scheint oder daß Gewitterschwüle herrscht — was jedoch in der Regel auf den Gang der Handlung keinen Einfluß hat. Man möchte darauf schwören, daß der Dame das unglückselige Romanschreiben niemals eingefallen wäre, hätte sie nicht so viel von Zola und von Turgenjew gelesen, und gemeint, der brutale Realismus des einen, die scharfe, porträtmäßige Charakteristik des andern seien leicht nachzuahmen; Ehebrüche und von Slawen bewohnte Steppen kommen ja auch in Osterreich vor! Daß ihre Zeichnungen von anfang an oberflächlich waren und durch die stete Wiederholung manierirt geworden sind, wird jeder Leser gewahr, genaue Kenner von Land und Leuten vermiffen sogar den Grad von Treue, den man auch von einer skizzenhaften Schilderung fordern dürfe. Nach ihrer Ansicht ist die östereichische Aristokratie nur zu verstehen, wenn die historische Entwicklung derselben im Auge behalten werde, die immer nur teilweise Verschmelzung des feudalen mit dem Hofadel, der aus allen europäischen Ländern sich rekrutirt hat, mit den rheinischen, belgischen, irischen u. Katholiken, die nicht sowohl dem deutschen Kaiser als dem Beschützer ihrer Kirche im Felde oder in der Diplomatie dienen wollten, mit den Lothringern, welche ihrem letzten Herzoge Franz Stephan folgten, mit den Hannoveranern und Mecklenburgern, welche rasches Avancement in der Armee suchten, u. s. f. Auch bestehe die Scheidewand zwischen der alten Aristokratie und dem Börsen- und Fabrikantenadel großenteils nur noch in der Einbildung, seitdem die Träger der stolzesten Namen sich gern die Verwaltungsratseinnahmen gefallen lassen, und Fürstinnen und Bankiersfrauen einträchtiglich miteinander Bälle und Theater Vorstellungen arrangiren. Das Bild, welches Ossip Schubin male, sei der östereichischen Gesellschaft nicht ähnlicher als das mit dem Namen le comte Paul Vasili bezeichnete der Berliner — was demnach wieder auf den Kammermädchen-gesichtspunkt zurückleiten würde.

Die vielen Auflagen, welche die ausländischen Realisten erleben, richten überhaupt manches Unheil an. Was ist z. B. aus Friedrich Spielhagen geworden! Wir hätten Veranlassung, demselben recht nachsichtig zu begegnen, da er in seinem neuesten Roman Reklame für die Grenzboten macht: ein Dichter wird als Mitarbeiter unsers Blattes vorgestellt, ein Dichter freilich, wie er in einem Spielhagenschen Romane steht. Immerhin ist es gut gemeint. Aber der Wahrheit muß doch die Ehre bleiben: wäre die Identität nicht durch jedes Konversationslexikon festzustellen, man könnte glauben, daß eine andre schreib-

selige Emanzipirte den Schriftstellernamen Spielhagen gewählt habe. Auch hier die schlechte Kopie der neuesten Franzosen, die krampfhaften Anstrengungen, in der deutschen Gesellschaft dieselben Fäulnisymptome zu entdecken, wie in der französischen und russischen, das ängstliche Suchen nach den gemeinen Seiten der menschlichen Natur. Dabei scheint der Verfasser einen Unterschied garnicht zu bemerken. Daudet z. B. lehrt uns seine Menschen kennen, wie sie von andern gesehen sein wollen; nach und nach, durch ihre Handlungen, gewinnen wir Einblick in ihr Inneres. Spielhagens Herren und Damen wollen um keinen Preis verkannt sein, weder von den Nebenpersonen, noch von uns, gleich schlechten Schauspielern, die Bösewichter zu spielen haben, und fürchten, der Zuschauer könne ihre tugendhaften Reden für Ernst nehmen. Die Intriganten verschwören sich, das Glück des Guten zu untergraben, und man meint den Präsidenten und seinen Sekretär in Schillers Jugenddrama zu hören; ihre Opfer aber spielen so erbarmungswürdige Figuren, daß jedermann ihnen ihr Schicksal gönnen muß und nur über die Zumutung staunt, sich für sie interessieren, ihrer langsamen Hinrichtung vielleicht durch mehrere Bände beizwohnen zu sollen. Wir haben Spielhagen niemals hoch stellen können, hätten jedoch nicht erwartet, daß er auf ein solches Niveau sinken würde.

Um nicht mißverstanden zu werden: dem unerfättlichen Lesehunger der großen Menge ist mit gediegener Kost niemals gedient. Er muß Massen zum Verschlingen haben, leicht verdauliches Futter. Welche Autoren waren die allgemeinen Lieblinge, als Schiller kaum gestorben war und Goethe noch in voller Schaffenskraft da stand! Wir wollen also deshalb unsrer Zeit nichts böses nachsagen, weil auch sie ihre van der Welde und Henriette Hanke braucht. Aber die van der Welde und Hanke waren nicht nur bescheidne Leute, welche die Grenzen ihrer Begabung erkannten, sie haben auch nicht schädlich gewirkt. Und vergleichen wir genau, so überzeugen wir uns mit Bedauern, daß ihre Nachfolger noch außerdem viel flacher sind.

Auch eine neue Gattung von Dichtungen in gebundener Rede fordert den Vergleich mit Erscheinungen vor einem halben Jahrhundert heraus. Jugendliehe Poeten, von beneidenswertem Selbstgefühl erfüllt, machen aus ihren „großen Schmerzen“ teils „kleine Lieder“ mit ebensoviel Affektation, doch etwas weniger Talent als Heine, oder verkünden in Epen, Mysterien u. dergl. neue Heilswahrheiten in so schwülstigem Tone, daß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Apokalypse sich nicht verleugnen läßt. Der fruchtbarste scheint Richard Kralik zu sein, aus dem wohl noch etwas werden kann, falls er eine Krisis durchmacht, wie Herr Amandus von Nebelstern in Hoffmanns „Königsbraut.“ Dem kam nämlich nach einer (allerdings etwas drastischen) Erschütterung sein bisheriges poetisches Streben albern und verkehrt vor (Hoffmann drückt sich stärker aus), er „vertiefte sich in die Werke der großen und wahren Dichter der ältern und neuern Zeit,“ sodaß „kein Platz übrig blieb für einen Gedanken an sein eignes Ich.

Er gelangte zu der Überzeugung, daß ein Gedicht etwas andres sein müßte als der verwirrte Wortkram, den ein nüchternes Delirium zutage fördert, und wurde, nachdem er alle Dichtereien, mit denen er sonst, sich selbst belächelnd und verehrend, vornehm gethan, ins Feuer geworfen, wieder ein besonnener, in Herz und Gemüt klarer Jüngling, wie er es vorher gewesen." Quod bonum felix faustumque sit!



Das Sterben auf der Bühne.

Von Karl Borinski.



ie nachstehenden Betrachtungen wurden angeregt durch zwei medizinisch gewiß sehr merkwürdige Fälle letaler Agonie, die wir kürzlich auf den ersten Bühnen Berlins zu studiren Gelegenheit hatten: den Wahnsinnstod des nach drei Jahren bei uns wieder auferstandenen Fräuleins „Abrienne Lecouvreur“ und den Krampftod des Herrn Dragonerrittmeisters Baron Hubert in Heyßes „Ehrenschulden.“

Wir wollen hier nicht mit denen rechten, denen mit Faust „das Schaudern der Menschheit bestes Teil“ ist; wir wünschen im Gegenteil, daß erfahrene Literaturärzte, etwa die Herren Stettenheim und Schmidt, ihnen baldmöglichst statt der einen Szene bei Heyße und des einen Aktes bei Scribe ein ganzes Drama schenken möchten, welches alle Stadien eines langsam fortschreitenden Todeskampfes — derselbe kann ja auch eine Theaterzeit dauern, und der Wahrscheinlichkeit wäre kein Abbruch gethan — gewissenhaft zur Darstellung brächte. Wir beschränken uns darauf, mit ihnen einmal die Frage zu erörtern, die gewiß einer eingehenderen Behandlung als durch diese wenigen Zeilen würdig wäre, die Frage: Was bedeutet der Tod auf der Bühne und wie weit ragt die qualfrohe Spitze seiner hohlängigen Majestät hinein in die Welt des schönen Scheins?

Der Tod im Drama ist die natürliche Lösung eines unentwirrbar gewordenen Kausalnexuz, der letzte Moment in dem Kampfe des freiheiträumenden Individuums gegen die Notwendigkeit des Nils, diesem Kampfe, der den ewigen Vorwurf des Dramas bildet. Er ist nicht niederschmetternd, er ist erhebend, denn er bringt dem Individuum wirklich das, was es im Grunde